

Hochkaräter

## Danach

Thriller

Bearbeitet von  
Koethi Zan, Verena Kilchling

1. Auflage 2014. Taschenbuch. ca. 448 S. Paperback

ISBN 978 3 596 19564 0

Format (B x L): 12,4 x 18,8 cm

Gewicht: 389 g

schnell und portofrei erhältlich bei

The logo for beck-shop.de features the text 'beck-shop.de' in a bold, red, sans-serif font. Above the 'i' in 'shop' are three red dots of varying sizes, arranged in a slight arc. Below the main text, the words 'DIE FACHBUCHHANDLUNG' are written in a smaller, red, all-caps, sans-serif font.

**beck-shop.de**  
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung [beck-shop.de](http://beck-shop.de) ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Zan, Koethi**

**Danach**

Thriller

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# 1

In den ersten zweiunddreißig Monaten und elf Tagen unserer Gefangenschaft waren wir dort unten zu viert. Und dann, ganz plötzlich und ohne Vorwarnung, waren wir nur noch drei. Obwohl Jennifer seit Monaten keinen Laut mehr von sich gegeben hatte, wurde es sehr still im Raum, als sie fort war. Noch lange saßen wir schweigend im Dunkeln und grübelten, wer von uns wohl als Nächstes in die Kiste musste.

Jennifer und ich hätten niemals in diesem Keller landen dürfen. Wir waren keine typischen Achtzehnjährigen, die sofort jede Vorsicht vergaßen, sobald sie in die Freiheit des Studentenlebens entlassen wurden. Im Gegenteil, wir nahmen diese Freiheit sehr ernst und überwachten sie so streng, dass sie kaum noch existierte. Denn wir wussten besser als jeder andere, was in der großen weiten Welt auf uns lauerte, und wir hatten nicht vor, leichte Beute zu werden.

Als Achtzehnjährige hatten wir bereits Jahre damit zugebracht, jede Gefahr, mit der wir jemals in Berührung kommen konnten, penibel und systematisch zu analysie-

ren und zu dokumentieren: Lawinen, Krankheiten, Erdbeben, Autounfälle, Psychopathen, wilde Tiere – sämtliches Unheil, das uns vor der Haustür erwartete. Wir glaubten, unsere Paranoia würde uns beschützen, denn wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass zwei Mädchen, die sich derart gut mit Katastrophen und traumatischen Erfahrungen auskennen, eben diesen zum Opfer fallen?

Für uns gab es so etwas wie das Schicksal nicht. *Schicksal* war ein Wort, das man benutzte, wenn man unvorbereitet war, wenn man leichtsinnig wurde, wenn die Aufmerksamkeit nachließ. Schicksal war die Krücke der Schwachen.

Unsere immer mehr an Manie grenzende Vorsicht hatte sechs Jahre zuvor ihren Anfang genommen. Wir waren zwölf, und Jennifers Mutter hatte uns an einem kalten, aber sonnigen Januartag des Jahres 1991 mit dem Auto von der Schule abgeholt, genau wie an jedem anderen Wochentag. Ich erinnere mich nicht an den Unfall. Ich weiß nur noch, wie ich im gleichmäßigen, tröstenden Rhythmus des Herzfrequenzmonitors nach und nach zurück ins Licht fand. Noch Tage später fühlte ich mich bei jedem Aufwachen warm und vollkommen sicher, bis mir wieder einfiel, wo ich war. Stück für Stück holte die Zeit meine Gedanken ein, und mein Herz wurde immer schwerer.

Jennifer erzählte mir hinterher, dass sie sich noch lebhaft an den Zusammenstoß erinnern könne. Es waren typisch posttraumatische Bilder, die sie vor Augen hatte: unscharfe Traumsequenzen in Zeitlupe, Farben und Lichter, die einen wilden Strudel von operettenhafter Leuchtkraft bildeten. Uns wurde gesagt, wir hätten Glück

gehabt, dass wir mit schweren Verletzungen davongekommen seien und uns nach der vage erinnerten Zeit auf der Intensivstation mit ihren Ärzten und Krankenschwestern, Nadeln und Schläuchen vier Monate lang auf der Rehasstation erholen dürften, in einem kahlen Krankenhauszimmer, in dem ununterbrochen CNN aus dem Fernseher plärrte. Jennifers Mutter war dieses Glück nicht beschieden.

Wir lagen zusammen auf dem Zimmer, angeblich damit wir uns während der langen Genesungszeit gegenseitig Gesellschaft leisten konnten und damit ich, wie mir meine Mutter zuflüsterte, Jennifer durch ihre Trauer half. Aber ein weiterer Grund war wohl der, dass Jennifers Vater – der von ihrer Mutter in Scheidung lebte und sich bisweilen so betrank, dass wir ihm immer tunlichst aus dem Weg gegangen waren –, heilfroh war, als meine Eltern anboten, sich mit der Krankenwache abzuwechseln. Je besser es uns ging, desto öfter ließen uns meine Eltern allein. Damals fingen wir an, die Tagebücher zu schreiben – als Zeitvertreib, wie wir uns gegenseitig versicherten. Aber im tiefsten Inneren wussten wir beide, dass wir damit zumindest ansatzweise die Kontrolle über ein ungerechtes Universum zurückgewinnen wollten.

Das erste behelfsmäßige Tagebuch war ein Notizblock mit der Aufschrift *Jones Memorial Hospital*, der auf jedem Nachttisch im Krankenhaus auslag und den wohl nur wenige als unser Tagebuch erkannt hätten, hatten wir ihn doch schlicht mit einer Liste von Schreckensmeldungen vollgekrizelt, die wir im Fernsehen gesehen hatten. Im Laufe unseres Aufenthalts baten wir die Krankenschwestern noch um drei weitere Blöcke. Bestimmt dachten sie,

wir würden uns die Zeit mit Tic Tac Toe oder Galgenmännchen vertreiben. Auf die Idee, den Fernsehsender zu wechseln, kam niemand.

Kaum aus dem Krankenhaus entlassen, machten wir uns ernsthaft ans Tagebuchs Schreiben. In der Schulbibliothek fanden wir Almanache, medizinische Fachzeitschriften und sogar ein Buch mit Versicherungsstatistiken von 1987. Wir sammelten Daten, rechneten, dokumentierten, füllten Zeile für Zeile mit Beweisen für die menschliche Verwundbarkeit.

Anfangs waren die Tagebücher in acht einfache Kategorien unterteilt, aber mit zunehmendem Alter stellten wir entsetzt fest, wie viele Dinge es gab, die noch schlimmer waren als »Flugzeugabstürze«, »Haushaltsunfälle« und »Krebs«. Schweigend saßen wir auf der sonnigen Fensterbank meines Dachzimmers, bis Jennifer nach reiflicher Überlegung mit fettem schwarzem Edding neue Überschriften zu Papier brachte: »Menschenraub«, »Vergewaltigung«, »Mord«.

Unser großer Trost waren die Statistiken. Wissen ist Macht, dachten wir. Wir wussten, dass die Wahrscheinlichkeit, in einem Tornado zu sterben, eins zu zwei Millionen betrug, die eines tödlichen Flugzeugabsturzes eins zu 310 000 und die, von einem auf die Erde fallenden Asteroiden getroffen zu werden, eins zu 500 000. In unserer verzerrten Wahrnehmung verbesserte allein die Tatsache, dass wir diese endlosen Zahlenreihen kannten und auswendig aufsagen konnten, unsere Überlebenschancen. Magisches Denken lautete das Urteil der Therapeuten, nachdem ich eines Tages nach Hause gekommen war und alle siebzehn Tagebücher gestapelt auf dem Küchentisch

vorgefunden hatte, neben meinen Eltern, die mit Tränen in den Augen auf mich warteten.

Inzwischen war ich sechzehn, und Jennifer war bei uns eingezogen, weil ihr Vater zum dritten Mal mit Alkohol am Steuer erwischt worden war und ins Gefängnis musste. Wir hatten beschlossen, dass Autofahren in unserem Alter zu gefährlich ist (den Führerschein machten wir erst eineinhalb Jahre später), und besuchten ihn daher mit dem Bus. Eigentlich hatte ich Jennifers Vater noch nie gemocht, und nun stellte sich heraus, dass es ihr genauso ging. Rückblickend verstehe ich nicht, warum wir ihn überhaupt besuchten, aber wir fuhren zuverlässig jeden ersten Samstag im Monat ins Gefängnis. Meistens sah er Jennifer nur an und weinte, aber manchmal versuchte er auch vergeblich, ihr etwas zu sagen. Jennifer verzog keine Miene und starrte ihn mit einem so ausdruckslosen Blick an, wie ich ihn nie wieder an ihr gesehen habe, nicht einmal später im Kellerverlies. Während die beiden sich anschwiegen, saß ich ein Stück entfernt und rutschte unbehaglich auf meinem Stuhl herum. Ihr Vater war das einzige Thema, über das sie nie mit mir sprach – nicht ein einziges Wort –, und so hielt ich auf der Rückfahrt im Bus stumm ihre Hand und ließ sie in Ruhe.

Im letzten Sommer vor dem College erreichte unsere Paranoia ihren Höhepunkt. Bald würden wir mein Dachzimmer, das wir uns die letzten Jahre geteilt hatten, verlassen und unbekanntes Terrain betreten müssen: den Uni-Campus. Als Vorbereitung schrieben wir die Niemals-Liste und hängten sie an die Rückseite meiner Zimmertür. Jennifer litt unter Schlafstörungen und stand oft mitten in der Nacht auf, um neue Punkte auf die Liste zu

schreiben: Niemals abends alleine in die Unibibliothek gehen, niemals weiter als sechs Parkplätze vom Zielort entfernt parken, niemals einem Fremden bei einer Reifenpanne helfen. Niemals, niemals, niemals.

Im Wohnheim wählten wir ein Zimmer in einem Flachbau, damit wir im Brandfall gefahrlos aus dem Fenster springen konnten. Wir studierten genauestens den Campusplan und reisten drei Tage früher an, um die Fußwege zwischen den einzelnen Gebäuden auf Beleuchtung, Sichtbarkeit und Nähe zu öffentlichen Einrichtungen zu prüfen. Wir packten gewissenhaft alle Schätze ein, die wir uns im Laufe der Jahre zu Weihnachten oder zum Geburtstag hatten schenken lassen: Mundschutz, antibakterielle Seife, Taschenlampen, Pfefferspray.

Im Wohnheim angekommen, holte Jennifer schon ihr Werkzeug hervor, bevor wir überhaupt die Koffer ausgepackt hatten. Sie bohrte Löcher in unseren Fensterrahmen, und ich schob dünne, aber bruchsichere Metallstäbe durchs Holz, damit man das Fenster auch bei eingeworfener Scheibe nicht von außen öffnen konnte. Wir besorgten uns bei der Campus-Aufsicht die Sondererlaubnis für ein zusätzliches Bolzenschloss an unserer Zimmertür. Neben dem Fenster bewahrten wir eine Strickleiter und zwei Zangen auf, damit wir die Metallstäbe wieder entfernen konnten, falls wir schnell flüchten mussten. Als krönenden Abschluss hängte Jennifer noch die Niemals-Liste an die Wand zwischen unseren Betten. Zufrieden begutachteten wir unser Werk.

Vielleicht hat die Welt am Ende eine perverse Art von Gerechtigkeit an uns geübt. Oder vielleicht war das Risiko, in dieser Welt zu leben, doch größer, als wir kal-

kuliert hatten. Auf jeden Fall hatten wir unsere Grenzen überschritten, indem wir so taten, als lebten wir ein normales Studentenleben. Also wirklich, dachte ich hinterher, wir wussten es doch eigentlich besser. Aber damals war die Versuchung, sich zu verhalten, wie die anderen es taten, einfach zu groß gewesen. Wir hatten ohne die jeweils andere Seminare besucht, selbst wenn sie an entgegengesetzten Enden des Campus stattfanden. Wir waren manchmal lange nach Einbruch der Dunkelheit in der Bibliothek geblieben und hatten mit neuen Freunden geplaudert. Wir waren sogar zu ein paar Campuspartys gegangen. Wie ganz gewöhnliche Studentinnen.

Nach nur zwei Monaten an der Uni hegte ich insgeheim tatsächlich die Hoffnung, dass wir anfangen könnten, wie normale Menschen zu leben. Ich glaubte, dass wir die Ängste und Sorgen unserer Jugend einfach beiseiteschieben und wie unser Kinderspielzeug in Kartons verpacken könnten. In ketzerischer Abkehr von allem, woran wir glaubten, erwachte in mir der Gedanke, dass unsere Kindheitsobsessionen vielleicht nur das waren: Obsessionen. Und dass wir jetzt endlich erwachsen wurden.

Glücklicherweise sprach ich diese halbgarer Überlegungen nie aus und handelte auch nicht danach. Nur so war ich während der dunklen Tage und Nächte in Gefangenschaft halbwegs in der Lage, sie mir zu verzeihen. Wir waren doch nur College-Mädchen, die getan hatten, was College-Mädchen eben tun! Außerdem waren wir unserem Protokoll bis zum bitteren Ende treu geblieben, wie ich mir später tröstend sagte. Fast mechanisch hatten wir unsere Schutzstrategien befolgt, mit militärischer Präzision und Konzentration, ein kontinuierlicher täglicher

Sicherheitsdrill. Jede Unternehmung musste zunächst einen Dreipunktetest bestehen, fand nur nach genauen Regeln statt und setzte immer einen Plan B voraus. Wir waren auf der Hut. Wir waren mehr als vorsichtig.

Der Abend, an dem es passierte, bildete keine Ausnahme. Noch vor unserem Einzug ins Wohnheim hatten wir recherchiert, welcher Taxiservice die beste Unfallbilanz vorzuweisen hatte, und hatten dort ein Kundenkonto eröffnet. Wir ließen die Kosten direkt von unseren Kreditkarten abbuchen, für den Fall, dass uns je das Bargeld ausging oder uns das Portemonnaie gestohlen wurde. Schließlich war »Niemals irgendwo festsitzen« Punkt siebenunddreißig auf unserer Liste. Nach zwei Monaten erkannte der Typ in der Zentrale bereits unsere Stimmen. Wir mussten ihm nur eine Abholadresse nennen und wurden Minuten später sicher zurück in unsere Wohnheimfestung kutschiert.

An besagtem Abend besuchten wir eine Privatparty außerhalb des Campus – ein Novum für uns –, die gerade erst richtig in Schwung kam, als wir gegen Mitternacht beschlossen, dass wir unser Glück genug herausgefordert hatten. Wir riefen beim Taxiservice an, woraufhin in Rekordzeit eine etwas heruntergekommene schwarze Limousine erschien. Uns fiel nichts Außergewöhnliches auf, bis wir auf dem Rücksitz saßen und uns angeschnallt hatten. Das Auto roch komisch, aber ich tat es mit einem Schulterzucken als Ärgernis ab, das bei einem kleinen privaten Taxiunternehmen schon einmal vorkommen konnte. Nachdem wir ein paar Minuten gefahren waren, döste Jennifer ein, den Kopf an meine Schulter gelegt.

Diese Erinnerung, die letzte an unser früheres Leben,

ist in meinem Gedächtnis als Moment vollkommenen Friedens gespeichert. Ich war mit mir im Reinen und freute mich auf das Leben, das echte Leben. Wir machten Fortschritte. Wir würden glücklich sein. Ich muss wohl ebenfalls eingenickt sein, denn als ich die Augen wieder aufmachte, saßen wir in völliger Dunkelheit auf dem Rücksitz. Das matte Leuchten der Sterne hatte die Lichter der Stadt ersetzt, und die schwarze Limousine raste auf einem leeren Highway dahin. Vor uns war nur undeutlich die Linie des Horizonts zu erkennen. Das hier war nicht der Weg nach Hause.

Panik stieg in mir auf, bis ich mich an Punkt sieben auf der Niemals-Liste erinnerte: »Niemals in Panik geraten«. Blitzschnell rekonstruierte ich den Tag und suchte vergeblich nach einem Fehler. Denn zu so etwas konnte es nur durch einen Fehler gekommen sein. Das war nicht unser »Schicksal«.

Plötzlich ging mir voller Bitterkeit auf, dass wir den grundlegendsten und elementarsten Fehler von allen gemacht hatten. Jede Mutter bringt ihrem Kind dieselbe einfache Regel bei, die auch eine der wichtigsten Regeln auf unserer Liste war: »Niemals zu einem Fremden ins Auto steigen«.

In unserer Selbstüberschätzung hatten wir geglaubt, dass wir diese Regel aufgrund unserer Logik, unserer Recherchen und unserer Vorsichtsmaßnahmen außer Kraft setzen könnten. Aber nichts konnte darüber hinwegtäuschen, dass wir Opfer unseres eigenen Regelbruchs geworden waren. Wir hatten uns wie naive Kinder verhalten. Denn es hatte unser Vorstellungsvermögen überstiegen, dass andere Menschen auch so berechnend handeln

konnten wie wir. Wir hatten nicht einmal damit gerechnet, dass nicht blinde statistische Wahrscheinlichkeiten unser Feind waren, sondern echte Bösartigkeit.

In jener Nacht im Auto holte ich dreimal tief Luft und betrachtete für einen langen, traurigen Moment Jennifers friedliches Gesicht. Mir war klar: Sobald ich sie weckte, würde zum zweiten Mal in ihrem jungen Leben die Welt für sie zusammenbrechen. Voller Angst legte ich schließlich die Hand auf ihre Schulter und schüttelte sie sanft. Zunächst war ihr Blick noch verschwommen. Ich legte den Finger an die Lippen, während sie sich umsah und ihre Umgebung wahrzunehmen begann. Als sich die Erkenntnis und die Furcht auf ihrem Gesicht abzeichneten, entfuhr mir ein Wimmern, das ich unterdrückte, indem ich die Hand vor den Mund legte. Jennifer hatte schon zu viel erlebt und zu viel erliden müssen. Sie konnte diese Sache unmöglich ohne mich durchstehen. Ich musste stark sein.

Keine von uns gab einen Laut von sich. Wir waren darauf trainiert, in Notsituationen unsere Impulse zu unterdrücken. Und das hier war eindeutig eine Notsituation.

Durch die dicke, durchscheinende Plastiktrennwand sahen wir nur sehr wenig von unserem Entführer: dunkelbraune Haare, schwarze Jacke, große Hände auf dem Lenkrad. Links am Nacken trug er eine kleine, teilweise vom Kragen verdeckte Tätowierung, die ich in der Dunkelheit nicht richtig erkennen konnte. Mir lief ein Schauer über den Rücken. Der Rückspiegel war so eingestellt, dass wir fast nichts von seinem Gesicht sehen konnten.

So lautlos wir konnten überprüften wir die Türgriffe.

Die Autotüren waren zentralverriegelt. Auch die Fensterheber waren deaktiviert. Wir saßen in der Falle.

Jennifer beugte sich langsam vor und hob ihre Tasche vom Boden hoch. Während sie leise darin herumwühlte, hielt sie den Blick unverwandt auf mich gerichtet. Sie zog ihr Pfefferspray hervor. Ich schüttelte den Kopf, weil ich wusste, dass das Spray uns im engen, luftdichten Inneren des Wagens nichts nützte. Trotzdem fühlten wir uns sicherer damit. Ich kramte in meiner eigenen Tasche und zog eine identische Spraydose und ein kleines tragbares Alarmgerät mit Panic Button heraus. Uns blieb nichts anderes übrig als schweigend und starr vor Entsetzen abzuwarten, während unsere zitternden Hände die Pfeffersprays umklammerten und uns trotz der kühlen Oktoberluft der Schweiß auf der Stirn stand.

Auf der Suche nach einem Plan ließ ich den Blick durchs Innere der Limousine schweifen, und da bemerkte ich sie: In der Trennwand befanden sich auf meiner Seite kleine Belüftungsschlitze, und auch auf Jennifers Seite waren welche. Dort aber waren sie mit selbstgebastelten Ventilen aus Metall und Gummi verbunden, die wiederum an einen Schlauch angeschlossen waren, der im Fußraum der Fahrerkabine verschwand. Ich saß ganz still da und starrte auf die Lüftungsschlitze. In meinem Kopf drehte sich alles, und ich war zunächst unfähig, auch nur einen zusammenhängenden Gedanken zu fassen. Dann verstand ich endlich.

»Er wird uns betäuben«, flüsterte ich Jennifer zu und blickte voller Bedauern auf das Pfefferspray in meiner Hand. Ich wusste, dass es nie zum Einsatz kommen würde. Fast zärtlich strich ich über die Spraydose und ließ

sie dann auf den Boden fallen. Jennifer folgte meinem Blick und verstand sofort, was die Konstruktion an den Lüftungsschlitzen bedeutete: Es gab keine Hoffnung.

Er musste mich sprechen gehört haben, denn nur Sekunden später verriet uns ein leises Zischen, dass wir bald sehr schläfrig werden würden. Die Lüftungsschlitze auf meiner Seite schlossen sich. Jennifer und ich hielten uns fest an der Hand und umklammerten mit der anderen die Außenseiten der Kunstledersitze, während die Welt um uns herum versank.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem dunklen Keller, der mehr als drei Jahre lang mein Zuhause werden sollte. Langsam schüttelte ich meine Benommenheit ab und versuchte, in dem grauen Meer vor meinen Augen etwas zu erkennen. Als ich endlich Konturen wahrnahm, schloss ich sofort wieder fest die Augen, um die Panik zu bekämpfen, die mich zu überwältigen drohte. Ich wartete zehn, zwanzig, dreißig Sekunden und öffnete dann erneut die Augen, um an meinem Körper hinunterzublicken. Ich war nackt und mit dem Fußknöchel an die Wand gekettet. Ein eiskalter Schauer durchfuhr meinen ganzen Körper, und mir wurde übel.

Ich war nicht alleine. In dem Keller waren noch zwei weitere Mädchen, abgemagert und nackt, die neben mir an die Wand gekettet waren. Vor uns stand eine Kiste, eine einfache Transportkiste aus Holz, etwa eineinhalb Meter lang und einen guten Meter breit. Die Öffnung der Kiste war von mir weggedreht, daher wusste ich nicht, ob sie einen Deckel hatte. Über uns an der Decke baumelte eine trübe Glühbirne, die ein wenig hin- und herpendelte.

Jennifer war nirgendwo zu sehen.